

Steve McQueen fotografiert von William Claxton

VON DANIEL KOTHENSCHULTE

Ein Jaguar und ein Puma – die Attribute seiner Coolness stammten aus dem Tierreich. Als animalisch und anti-intellektuell beschreibt auch der Fotograf William Claxton eines seiner dankbarsten Modelle, den Hollywoodstar Steve McQueen.

Nun gehört es zu den abgestandenssten, wenn auch langlebigsten Klischees über den Fotografenberuf, die Jagd nach

dem zündenden Celebrity-Shot mit der Arbeit des Großwildjägers zu vergleichen. Meist wird dieses Bild von den Vertretern des Berufsstandes selbst gepflegt – mit Vorliebe dann, wenn es sich um männliche Fotografen und ihr weibliches Wild handelt. Der Schauspieler Steve McQueen hingegen war in den 60er Jahren das bevorzugte männliche Pin-Up dieser Erde, und er pflegte – wie es in der Starikonografie sonst nur den weiblichen Vamps vorbehalten war – eine Aura von gefährlicher, ja in ihren Launen unvorhersehbarer Katzenhaftigkeit. Wahrscheinlich hat ihn diese Ambivalenz von spannungsvoller Unberechenbarkeit und der implizierten Sehnsucht nach Bezähmung für ein männliches wie für ein weibliches Publikum gleichermaßen attraktiv gemacht.

Claxton beschreibt die erste Begegnung, als wäre er Heinz Sielmann auf der Jagd nach dem Panther im Gebüsch: „Anstatt mir die Hand zu reichen, musterte er mich mit seinen durchdringenden, stahlblauen Augen. (Später sagte er zu mir: Dieser Blick hat dich umgehauen, nicht wahr Clax?).“

Als Jazz-Fotograf hatte sich William Claxton einige Erfahrung im Aufspüren der richtigen Momente erworben, insbesondere jener blitzartigen Angelpunkte zwischen Lethargie und Angriff, die man in dieser Musikrichtung früher als anderswo als „cool“ bezeichnete.

The Birth of the Cool hieß ein berühmtes Album jener Zeit, und Steve McQueen war die Verkörperung dieser sich stets neu erschaffenden, aus sich selbst geborenen Coolness. Dass sie durchaus vererbbar sein könnte, suggeriert eine Fotografie seines damals zweijährigen Sohnes Chad auf dem Dreirad. Tatsächlich ist aus Chad später ein Actiondarsteller in mittleren B-Filmen geworden, das gewisse Etwas blieb ihm leider vorenthalten.

Schnelle Autos wie der Jaguar im Hintergrund waren die unverzichtbaren Vehikel für menschliche Raubkatzen. Blicken wir zum Vergleich einmal in den roten Ferrari, der derzeit wöchentlich die Formel 1 gewinnt, müssen wir enttäuscht feststellen, wie sich die Zeiten geändert haben. Es gehört zu den traurigen Anekdoten dieser Zeit, dass Steve McQueen James Deans Flammentod entgehen wollte, indem er stets Asbestjacken trug. Seine Lungenkrebsdiagnose, das viel zu frühe Ende seines Lebens – McQueen starb 1980 im Alter von 50 Jahren –, führt man heute darauf zurück.

WILLIAM CLAXTON: „Steve McQueen“. Taschen Verlag, Köln 2004, 192 Seiten, 14,99 Euro.

